

Nr. 102. Bydgoszcz/ Bromberg, 6. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich bleibe hier", sagte sie scharf. „Und zwar so lange, bis ich mir im klaren darüber bin, was ich unternehmen werde."

„Mein Gott —", er schlug die Hände zusammen und warf einen schnellen, wütenden Blick zur Decke empor, „du fängst schon wieder davon an! Ich frage dich, was willst du denn immerfort unternehmen? Was ist das für eine fixe Idee, die sich in deinem Kopf eingenistet hat?"

„Schlag mich doch wieder zu Boden!" rief sie. „Jeden Tag, wenn du willst! Bis du dein Ziel erreicht hast. Dann bist du frei."

Er biß sich auf die Lippen und lief mit gesenktem Kopf im Zimmer umher. Plötzlich blieb er stehen und sah zu ihrem Verband auf.

„Es ist doch nichts Ernstes, wie?"

Er bedauerte sofort die Frage. Denn ihr Lächeln war so kalt und haßerfüllt, daß ihn jäh fröstelte.

„Diesmal nicht", sagte sie grausam. „Vielleicht hast du nächstens mehr Glück."

Er sah sie stehen, obwohl er sie nicht anblickte, diese hohe schöne Frau, und einen Herzschlag lang strich der Hauch einer glücklichen Vergangenheit an ihm vorüber, er fühlte die zärtlichen weichen Hände und vernahm mit innerer Hellhörigkeit das vertraute Lachen, dunkel und lockend wie in versunkenen Stunden. Eine bleierne Verzweiflung fiel über ihn. Er verkrampfte seinen Willen, um nicht hinzugehen, sie in die Arme zu nehmen, wie so oft, wie immer wieder, wie immer öfter — nein! Um Himmels willen nein!

Er wurde sehr nüchtern und begann wieder auf und ab zu gehen. Seine Stimme bemühte sich, sachlich und doch nicht hart zu sein.

„Ich habe mich abscheulich benommen, Manja", sagte er, „und ich weiß, daß es dafür keine Entschuldigung gibt. Aber du mußt auch einsehen, daß du selbst die Schuld daran hattest. Ich habe mich hinreißen lassen, und das war unverzeihlich, aber du hast mich in den Zustand gebracht, daß es überhaupt geschehen konnte. Das mußt du einsehen." Er sah sie von der Seite an.

Sie blickte mit einem Ausdruck von Ekel auf seine Füße.

„Gut", fuhr er fort, „darüber kann man mit dir nicht reden. Es ist aber noch eine andere Sache da. Und darüber muß ich mit dir reden, Manja. Du hast gestern so ungeheuerliche Andeutungen gemacht, daß ich völlig die Nerven verloren habe. Ist es wirklich unmöglich, daß wir uns in Ruhe verständigen? Sei doch vernünftig, Manja. Man kann eine Entwicklung nicht aufhalten. Man kann die Zeit nicht zurückschrauben, was nutzt das alles. Man muß sich in Güte verständigen."

Sie gab keine Antwort. Sie schritt zu dem Schaukelstuhl und ließ sich nieder. Es war nicht erkennbar, ob sie seine Worte überhaupt hörte. Er ging geradewegs auf sein Ziel los.

„Du hast gestern den Namen Schippenheil ausgesprochen", sagte er mit Nachdruck. „Was hat das zu bedeuten?" Er sah, wie sich ihr Mundwinkel spöttisch hob und fuhr schnell fort: „Versteh mich nicht falsch. Es ist nicht so, daß ich dich oder irgend jemand zu fürchten habe. Ich meine aber, daß du mit diesem Namen gewisse — ich muß sagen, mir unerfindliche — Kombinationen verbindest und dich möglicherweise in Dinge einläßt, die ganz lächerlich sind und dir nur schaden können. Ich möchte dieses Mißverständnis rechtzeitig aufklären. Und darum frage ich nochmals: Was weißt du von Schippenheil?"

Über ihre Schulter hin, ohne ihn anzusehen, antwortete sie scheinbar völlig gelassen: „Du unterschätzest mich, mein Lieber. Das ist ein Fehler, den viele Männer machen. Zuerst ist eine Frau das erhabenste und großartigste Geschöpf überhaupt, und nachher soll sie nicht einmal mehr intelligent sein? Lassen wir es doch darauf ankommen. Warten wir doch einmal ab, wer letzten Endes den kürzeren zieht, du oder ich."

Er lachte.

„Natürlich du. Sei doch nicht kindisch, Manja. Versteig dich nicht in abenteuerliche Ideen. Ich zweifle keine Sekunde an deiner Intelligenz. Laß uns doch vernünftig und in Ruhe über alles reden."

Er schob seinen Mantel etwas beiseite und setzte sich auf den kleinen Divan, zog mit mechanischer Geste die Hose über den Knien etwas empor und zupfte die grüne Schleife zurecht. Manja betrachtete kalt und feindselig sein schmales, etwas verlebtes Gesicht. Das Haar an seinen Schläfen war grau. Er stützte die Ellenbogen auf die gespreizten Knie und blickte zu Boden.

„Ich kann nicht mehr für dich tun, Manja, als ich dir angeboten habe", sagte er mit leiser aber fester Stimme. „Ich verpflichte mich, für dich zu sorgen. Du behältst deine Wohnung und deinen Wagen. Du kannst reisen. Du kannst tun, was du willst. Du kannst heiraten. Wir bleiben nach wie vor in Kontakt, aber jeder hat völlige Freiheit über sein Tun und Lassen. Eine gute Freundschaft, Manja, glaube mir, ist mehr als die sogenannte Liebe."

Sie lachte böse auf. „Ich für meine Person ziehe dann schon eine gute Feindschaft vor."

Kilian schloß sekundenlang die Augen. Seine Nerven waren in diesen letzten Wochen wirklich sehr heruntergekommen. Die ewigen Auseinandersetzungen, die immer um den einen Punkt kreisten in aussichtslosem und zermürbendem Leerlauf, zersetzten seine Freude am Leben, seine Ausgeglichenheit, die natürliche, unbeschwerte Heiterkeit seiner Natur. „Ich kann nicht in Feindschaft mit dir auseinandergehen, Manja, das weißt du", sagte er müde. „Ich hätte keine ruhige Minute mehr. Meine Gefühle für dich sind durchaus wohlmeinend und freundschaftlich, auch das mußt du wissen, Manja. Ich habe nichts gegen dich, überhaupt nichts. Ich verlange nur das eine von dir, daß

du aufhörst, mich zu hassen und mir das Leben zu verbittern. Ist das zuviel?"

Sie legte den Kopf weit zurück. Der Schaukelstuhl knarrte. Sie sprach zur Decke empor.

„Wohlmeinend und freundschaftlich sind auch deine Gefühle für den Hausmeister oder den Briefträger. Du kannst nicht hassen und du kannst nicht lieben. Du kannst nur Worte reden. Wenn du Liebe sagst, denkst du an dein Vergnügen. Sagst du Treue, so denkst du, wie dumm die Frauen sind. Weil du innen hohl bist wie ein Topf. Du hast keine Moral, kein Gewissen, keine Gefühle — außer wohlmeinenden und freundschaftlichen. Du verbrauchst Menschen und wirfst sie weg wie alte Kleider. Du mußt ja selbst am besten wissen, wie minderwertig du bist."

„Und so einen verkommenen und verworfenen Menschen möchtest du heiraten?" Es schien fast, als wäre er erfreut über ihre Worte. „Das ist doch dann aber merkwürdig, wie?"

„Sehr" erwiderte sie ruhig. „Ich liebe dich und darum kann ich dich hassen."

Er warf unwillig die Schulter zurück.

„Aber das sind doch Phrasen, Manja. Mich interessieren nur Tatsachen. Tatsache ist, daß du darauf bestehst, mich zu heiraten. Tatsache ist, daß ich mich weigere zu heiraten, weder dich noch sonst irgend jemand. Ich will und muß frei sein, sonst gehe ich zugrunde. Tatsache ist ferner, daß du mir die Hölle heiß machst, dunkle Drohungen ausstößt und dich wie ein hysterisches Weib gebärdest. Es handelt sich darum, diese Tatsachen zu klären. Alles andere gehört nicht hierher."

„Man muß es sich nur immer schön bequem machen. Was einem nicht paßt, gehört einfach nicht hierher. So zum Beispiel, daß du mir versprochen hast, mich zu heiraten. Wie steht es denn mit dieser Tatsache?"

„Mein Gott", sagte er verdrossen, „das ist nun das einzige, woran du dich immer wieder klammerst. Du bist doch kein Backfisch mehr, Manja. So etwas sagt man vielleicht in einer plötzlichen Aufwallung, aber entscheidend ist es doch nicht. Entscheidend ist der Lebenszuschnitt eines Menschen. Du hast Verlangen nach einer Ehe, das ist durchaus verständlich. Ich aber habe es ganz und gar nicht, das mußt du auch wieder verstehen. Warum müssen wir uns darüber in die Haare geraten? Eine Frau wie du, Manja! Du findest hundert Männer, die dich blind heiraten, bessere Männer, reichere, Männer mit Gefühl, Moral, Gewissen, ganz wie du es wünschst."

„Ich weiß", sagte sie unerbittlich. „Aber ich will dich."

Er sprang hoch, seine Hände flatterten fahrig durch die Luft.

„Das geht doch nicht! Ich habe es dir tausendmal gesagt. Ich lasse mich in keinen Käfig sperren! Ich brauche keine Ehe! Ich brauche keine Liebe! Ich habe keine Verwendung dafür! Ich will frei sein, sonst nichts! Frei sein will ich!"

Sie hielt plötzlich still, saß mit aufrechtem Oberkörper in dem Schaukelstuhl und sah ihn an. Er steckte die Hände in die Jackettaschen, wandte ihr jäh den Rücken und trat ans Fenster.

„Ich verstehe dich nicht", sagte sie ruhig wie nur je, „bist du denn nicht frei? Genießt du nicht in vollen Zügen deine lächerliche kleine Freiheit? Welche Macht der Erde könnte dich doch zwingen, mich zu heiraten? Geh deiner Wege! Was willst du noch hier? Habe ich dich gerufen? So geh doch! Ich werde auch ohne dich zurechtkommen. Ich brauche weder dein Geld noch deine wohlmeinende Freundschaft. Geh in deine Freiheit, wir wollen sehen, wie sie dir bekommt."

Er drehte sich um. Sein Gesicht war fahl.

„Manja", sagte er mit bebenden Kiefern, „wir haben drei Jahre miteinander verlebt. Sie gehören zu den schönsten meines Lebens. Aber sie sind vorbei. Ich dulde es nicht, daß du alles, was einmal schön war, in den Schmutz zerrst und zertrampelst, bis nichts davon zurückbleibt als eine schlimme Erinnerung. Man muß soviel Haltung und soviel Würde haben, um einen Strich ziehen zu können. Größe liegt nur im Verzicht, nicht im ewigen Besitz. Ich kann nicht dafür, daß ich dich nicht mehr liebe. Mein ganzes weiteres Leben mit dir zu verbringen, ist mir unmöglich. Wir wären beide unglücklich. Was kann ich also um des Himmels willen anderes für dich tun, als dich materiell sicherzustellen und dir eine ehrliche Freundschaft anzubieten? Was kann ein Mann billigerweise überhaupt anderes tun? Versuche doch endlich einmal real zu denken, Manja. Wir müssen zu einer Lösung kommen, die für beide Teile annehmbar ist. Du weißt, ich bin zu allen Zugeständnissen bereit."

Mit ihrer dunkel tönenden Stimme sagte sie: „Wenn Größe im Verzicht liegt, so verzichte doch auf deine Freiheit. Auf das, was du Freiheit nennst. So ist das nicht gemeint? Dachte ich mir gleich. Das Ethos, das so mühelos aus dir hervorquillt, ist nur für andere bestimmt. Du hast dein eigenes, das richtest du nach dem Wind."

„Sei doch bitte sachlich", warf er ärgerlich ein.

Sie sprang jäh auf, Ihr Blick flammte.

„Wenn du meine Gegenwart nicht ertragen kannst, warum gehst du dann nicht?" schrie sie nahe in sein Gesicht. „Warum klebst du hier und redest von Größe und Würde und Freundschaft, gerade als würdest du um deinen Kopf reden? Warum denn auf einmal so väterlich und zu allen Zugeständnissen bereit? Welch edler Mensch du doch bist! Meinst du, ich habe dich in drei Jahren nicht kennengelernt? Die Feigheit steht dir doch im Gesicht geschrieben. Wüßtest du nur genau, woran du bist, du würdest nicht fünf Worte an mich verschwenden. Aber du bist deiner Sache durchaus nicht sicher, darum möchtest du mich zwar loswerden, aber immerhin bei guter Laune erhalten, damit ich dir bloß nichts in den Weg lege. Als ob das ginge, du Narr!"

Er machte sich schmal und glitt am Fensterbrett entlang an ihr vorbei, um sie nicht zu berühren. Er ging ein paar Schritte in die Mitte des Zimmers. Er brauchte Abstand.

„Du befindest dich in einem großen Irrtum", sagte er kalt. „Du meinst, etwas in meinem Leben entdeckt zu haben, was du als Waffe gegen mich gebrauchen kannst. Du hast nämlich entdeckt, daß ich von Schippenheil Geld bekomme. Wir wollen die Sache doch jetzt ruhig beim Namen nennen. Hinter dieser einfachen Tatsache wittert nun dein abenteuerlicher und romantischer Verstand irgendeine Ungeheuerlichkeit. Wahrscheinlich, weil ich keinen sichtbaren Beruf ausübe. Wir haben niemals darüber gesprochen, weil ich angenommen habe, daß dich meine Geschäfte nicht interessieren. Es wird dir daher eine große Enttäuschung sein, wenn ich dir sage, daß ich zu Schippenheil in einem regelrechten Arbeitsverhältnis stehe. Ich erledige seine Finanz- und Börsengeschäfte und werde dafür angemessen entlohnt. Das ist die ganze Geschichte."

„Vielen Dank für die Aufklärung", sagte sie spöttisch.

„Und im übrigen", fuhr er fort, „wenn du etwa auf unsere Abendveranstaltung anspielst, so mußt du bedenken, daß du selbst ebenso daran beteiligt bist wie ich. Das läßt sich jederzeit nachweisen."

Sie winkte lässig ab. „Sei doch nicht kleinlich."

„Na also", sagte er befriedigt.

„Und dein Haus?" fragte sie schnell und blickte abwartend zu Boden.

„Wie meinst du das?"

„Es gehört rein zufällig auch Herrn Schippenheil, wie?"

„Ja, natürlich. Ich habe es von ihm gemietet. Er bewohnte es ja schon seit Jahren nicht mehr." Er hob die Achseln und schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, wo du hinaus willst. Was für ein geheimnisvolles Verbrechen erblickst du in der Tatsache, daß ich von Schippenheil ein Haus gemietet habe?"

Aber sie gab keine Antwort. In diesem Augenblick wurde ihr etwas sehr deutlich. Immer war es so gewesen, daß Meinungsverschiedenheiten zu Aussprachen geführt haben. Und Aussprachen waren Angleichungen, Kompromisse, Versöhnungen; immer wieder. Aber heute stand sie einem Feind gegenüber. Alles Gewesene war erloschen. Hart, böse und ohne Mitleid wollte sie sein. Nichts zerreden. Trümpfe behalten. Vernichtend schlagen. Sie fühlte, wie ihr Körper kalt erschauerte. Drei Worte zuviel und er wußte, woran er war. Ihre Augen weiteten sich, wurden schmal, dann erstarrte ihr Gesicht zu einer undurchdringlichen Maske. „Eine Zigarette, bitte", sagte sie reglos.

Seine Hände fuhren blitzschnell in die Jackettaschen, reichten das Etui, knipsten Feuer, mein Gott, wie feige, dachte sie.

Er trat einen Schritt zurück, räusperte sich. „Ich weiß gar nicht, wie du auf solche Gedanken kommst", sagte er tastend und versuchte in ihrem Gesicht zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Weg in die Stille.

Skizze von Frieda Peltz.

Manchmal gehe ich zu einer Bäuerin. Von den Kartoffeläckern und Weideplätzen weht große Stille, und wenn ich den Schritt verhalte, höre ich, wie die Kühe das Gras rupfen.

Welche Freude habe ich an den Hirtenjungen! Den ganzen Tag nur mit den Tieren, scheinen sie mir sanft und einfach und fröhlich wie diese. In ihnen schwingt das gleichmütige Maß der zeigerlosen, fleckenlosen Sonne.

Bei den Hirtenjungen wird das Land paradiesisch. Ich weiß nicht eigentlich, woran es liegt. Satter ist alles, grüner sind die Hänge und froher und breiter und stolzer die Tannen, weißer die Gänse in den Wiesenwässern und großzügiger die Umrisse der Wolken und Schatten. Die Straße steigt auf und ab, vorbei endlich am Gutshaus, vorbei am grünen See, der eine Wiese hat werden müssen. Einst hat er viele Fische genährt, davon sind wiederum viele satt geworden und haben nach der Pacht nicht gefragt. Es war *ihr* See. Aber der Herr hat eines Tages einen Wasserfresser aufgestellt, der den See so lange getrunken, bis das mühevolle Wiesenland daraus geworden, aus dem sie nicht mit Pferd und Wagen, sondern auf den Armen die Mahd schleppen müssen.

An dem toten See wohnt die Bäuerin. „Es ist aus mit den Fischen", sagt sie, wenn der Mann von den Karauschen erzählt und mit der Zunge schnalzt. „Ach", meint er und breitet die Hände, als wären sie am Netz, „es war eine Lust!" Er spricht mit den Augen. Ich sehe die vielen Fische springen.

Die beiden Leutchen leben auf dem Altenteil. Sie haben ihr Königreich abgetreten. Mit der jährlichen Mahd und Saat sind sie reif geworden auf diesem Acker, reif nun zum Tode. Aber sie sprechen nicht davon. In der Stube steht ein grüner Ofen, am Fenster baumelt ein Vogelbauer mit einem Stieglitz. „Er singt", sagt die Bäuerin. „Aber er hat es zu eng", sage ich. „Ach nein. Jeden Sonntag fliegt er sich in der Stube satt."

Auf dem Fensterbrett reifen Tomaten. Ich sehe sie und gehe mit in den Garten. Wie ein fremdländischer Baum wächst da der Hanf. „Für den Stieglitz", sagt der Alte und schüttelt die Sträucher, daß sie ihre kleinen Früchte werfen. Die Tomaten tragen schwer in diesem Jahr. „Ich beschneide sie", erklärt der Altbauer, „damit sie besser wachsen." Der halbe Garten ist mit Runkelrüben bepflanzt. „Für die Schweine", sagt die Frau. „Erst kriegen sie die Rübenblätter, nachher die Rüben." Nun muß ich die Schweine sehen. Ich staune, wie rund sie sind, und sehe mich im Stall um. Solch ein schöner Schweinestall — mit dickem Strohdach und obenauf ein Storch. Er hat den Kopf unter die Flügel gesteckt, und wie die Sonne hinter dem Baum vorkommt, schimmern seine Federn wie Seide. Er steht und rührt sich nicht.

Dreißig Schritt weit fängt der Wald an. Die Bäuerin geht neben mir im Ackerrand. Sie ist über siebzig und hat viele harte Falten im Gesicht, aber sie scheint dennoch nicht alt. Vom Abhang her können wir das Gutshaus sehen. Ich kann seine Fenster nicht zählen. „Wieviel Zimmer mag es haben" frage ich. „Wohl sechzehn", sagt sie und tritt auf eine Wurzel. Es berührt sie nicht. Ich sehe ihr zu, wie sie geht. Sie geht sich selbst, ihr Schritt offenbart ihr Wesen. „Sie haben noch nicht meine jungen Hühner gesehen", unterbricht sie meine Gedanken. Ihr Sinnen ist keinen Augenblick aus dem Hof gegangen. „Ich werde sie sehen", sage ich.

Auf einer weiten Wiese mitten im Wald spielen Jungen. Glückliche Jungen. Nie sah ich wieder etwas so wunderbar gleichmäßig Grünes wie diese Wiese. Die Jungen sehen uns kaum. Die Bäuerin bleibt stehen und zeigt mit der Hand über das Feld. „Das ist unser Land", sagt sie und fährt die Grenze entlang. Sie sagt nicht, das *war* unser Land, obgleich eine kleine Stube, zwei Schweine und zehn Hühner alles ist, was sie noch hat. Der Alte hat noch vier Bienenvölker. Ich habe den Honig gekostet, er ist klar und voll. Auf dem Glasschrank steht das Geschenk zur goldenen Hochzeit, ein Rundfunkgerät. „Hören Sie gern Musik?" habe ich sie gefragt, als ich es zum erstenmal sah. Sie überlegte einen Augenblick. „Ja", sagte sie. Es können wenig Menschen so stark ja sagen.

Die Bilder der Kinder sah ich. Sie sind alle verheiratet. Ich sah die Trauungsanzeigen und die Bilder der Enkelkinder, das Jugendbild des Mannes und unter Glas die drei Kränze: den grünen, den silbernen, den goldenen. Ich aß das selbstgebackene Brot, ich trank die noch warme Milch und schmeckte die Butter, ich vergaß dabei die Welt und fast auch mich selbst. Die Sonne kam durch das Fenster, und die Bäuerin fing an, eine Geschichte zu erzählen, bei der sie einmal hat weinen müssen. Wie ein Junge, dem der Vater gestorben war, vor lauter Not sein Boot verkaufen mußte, mit dem er das tägliche Brot verdiente . . . Das sind noch Erschütterungen. Wie weit liegt die Welt, wie fern, — aber wie mächtig und sicher klopfen hier Herz und Gefühl.

Die Bäuerin steckt heimlich sechs Eier in meine Tasche. „Die Männer brauchen nicht alles zu wissen", sagt sie. Dabei hört es der Altbauer. Aber er weiß nicht, worum es geht. Das freut sie. Ich möchte mich dagegen wehren, daß sie mich mehr und mehr beschenkt, aber ich habe keinen Stolz mehr, ich bin unersättlich und nehme und nehme. Sie schenkt mir ihren Ölbaum. „Er blüht nicht", sagt sie, „da habe ich keine Freude dran." Der schöne, wunderschöne Blumentopf ist mein. Sie fragt mich, ob ich den Stieglitz haben will. „Mir sind die Hühner lieber", meint sie.

Ich antworte längst nicht mehr, ich höre zu, wie [illegible] es gut meint, und esse ihr Brot und bin geborgen.

Sie weiß es nicht, wer sie ist.

Ich soll wiederkommen. „Ja", sage ich — und gehe

Es wird langsam Abend. Die Bäuerin geht neben mir. Ich höre ihren Schritt. Der Himmel ist klar und still geworden wie ein See.

Die Räucherkiste.

Heiteres von Hugo Bittrich.

Dicht achtern Schornstein bauten die Maschinistenmaate den Kasten hin. Aus eigenen Bordmitteln natürlich. Das bißchen Blech hatte einer aus der Werft besorgt. Wäre billig gewesen, meinte er. In den dienstfreien Stunden zweier Tage fummelten sie die Kiste zusammen. Da stand sie nun, 1,50 Meter hoch und 80 Zentimeter im Quadrat. Die seemännische Nummer Eins, der man meistens nie etwas recht machen konnte, erklärte befriedigt, die erhöhte Fläche zwischen Schornstein und Windsauger sei wirklich fein ausgenutzt. Der Kommandant hatte erst nicht so recht an diese amtlich für Torpedoboote nicht vorgesehene Bootsverschönerung herangewollt, er lächelte aber doch, als er den sauber in Bootsgrau gestrichenen Kamin begutachtete. Warum sollten sich seine Leute, die nun schon fast vier Jahre gegen Minen und Schlechtwetter und den Engländer kämpften, nicht einmal neben der Marmelade einen fetten Bückling genehmigen?

Das Boot lag in Helgoland. Der Wind pfiff scharf über die Mole, hinter der die langen grauen Wogen murrten.

Hannes Hattinga, der Smutje, kniff die Augen dicht und beobachtete aufmerksam die Wolken, die über den roten Felsen jagten. Dann nickte er erleichtert. Heute blieben sie im Hafen, er konnte seine Bohnen in Ruhe gar kochen. Gemächlich verließ er die Kombüse und setzte sich in Lee neben die Räucherkiste. Von hier aus übersah er ein weites Stück des Hafens.

Hattingas Aufmerksamkeit erwachte, als zwei Heizer einen großen Fischkorb über das Fallreep schleppten. Er zuckelte langsam näher und peilte in die Kiepe.

„Woneem hett denn de veelen Fisch köfft?" erkundigte er sich gönnerhaft. Die Heizer stellten die Last an Deck. „Die gehören den Maschinistenmaaten, zum Räuchern!" meinten sie.

Der Korb mochte wohl 50 bis 60 Pfund frischgefangener Heringe enthalten, schöne, große Fische. In Hannes' Ge-

ficht arbeitete es, als er den silbriggläuzenden Fang betrachtete. „Scheune Fisch, verdori nochmol!" murmelte er.

Zehn Minuten später saß er mit Thees Ruschmeyer und dem Berliner Max Zeppenfeld ganz vorn im halbdunklen Matrosendeck. Sie steckten die Köpfe zusammen und hatten ein großes Palaver. Die Knösel braunten, und blaue Schwaden zogen um die roten Gesichter ...

Nachmittags qualmte der Rauchfang. Sauber aneinandergereiht hingen die Heringe an den Stangen, dicht an dicht. Aus dem Holz eines alten Eichenfasses — Sägemehl war nicht zu beschaffen — unterhielt ein Heizer einen kräftigen Schmok. Thees machte ihn, selbstlos, wie er war, darauf aufmerksam, daß dieses Holz nur schwelen dürfe, weil bei heller Flamme zu große Hitze entstünde und die Fische dann 'runterfielen. Der Stoker knurrte unfreundlich, er wisse mit dem Räuchern auch Bescheid, genau so gut wie ein Matrose.

„Is good, mien Jung", erklärte Thees, „de Arbeit wull ik di jo nich afnehmen!" Er zog die Hose mit dem allen Seeleuten eigentümlichen Druck der Handwurzel hoch und schob mit wiegendem Gang ins Matrosendeck.

Hier stand Max Zeppenfeld, seitlich an die Schottür gedrückt, und spähte angestrengt über Deck. Keine Bewegung des Heizers entging ihm. Der kniete vor dem Feuerloch und stocherte in dem rauchenden Holz umher. Allzu große Lust zu der Arbeit schien er nicht zu haben. Er legte ein paar dicke Knüppel nach, dann stand er einen Augenblick unschlüssig. Schließlich steckte er eine Zigarette in Brand und lehnte sich an die Reling.

Thees schnupperte. Er spürte einen leisen, feinen Räuchergeruch. Er begann zu schlucken. „Wie kriegt wi den verdreiten Keerl dor vonne Kist wech?" brummte er mißvergnügt. Da schritt der Heizer zögernd zu dem in seiner Nähe liegenden Heizraumniedergang, hob den Deckel, lugte noch einmal sichernd nach achtern und verschwand.

Max Zepperfeld pfiff kurz. In der Kombüsentür erschien Hannes' weiße Mütze. Mit raschen, vorsichtigen Sätzen war er an der Räucherkiste, riß die Holzstücke auseinander und turnte behende zu seinen Kochpötten zurück.

Thees und Maxe sahen die Flamme. Sie grienten. Genußsam setzten sie sich auf die Backskisten und warteten.

Es dauerte auch nicht lange, da ging es an Deck los. „Wo ist denn der Heizer?" rief eine zornige Stimme. „Das Feuer brennt ja lichterloh. So eine Schweinerei!"

Tja, da war nun nicht viel zu retten. Die Maate umstanden den Rauchfang und guckten ratlos in die vierkantige Öffnung. All die schönen Fische lagen auf dem Rost über der Asche, schwarz zum Teil, auseinandergeplatzt, und das Fett tropfte in die zischende Glut. Nur wenige hingen noch oben.

Thees war die Entrüstung selbst: „Dascha 'n ganzen dollen Kram, tscha das!" Aufgeregt nahm er die Pfeife aus den Zähnen: „Herr Maschinistenmaat, nu sinn de scheunen Fisch verdü!"

Der Maat sah seufzend in die Heringsfalle: „Meinen Sie, daß man davon nichts mehr essen kann?"

Hannes drängte sich vor: „Och, da kann man woll noch von essen." Er befühlte die wenigen baumelnden Fische. „Aberst[e]n die", und er langte den schwärzesten von unten heraus, „nee, bloß noch Huut unn Knaken!"

Max Zeppenfeld bemerkte verloren, daß nun ja der Räucherofen ordentlich Reinschiff durchmachen müsse. Er wolle es denn ja vielleicht tun, der Heizer sei wohl doch zu dösig.

Die Maate, froh, etwas gerettet zu haben, zogen mit dem Dutzend heilen Fischen nach achtern, zehn Minuten darauf die Matrosen, mit einem guten Schock zwar nicht schaufenstergeeigneter, aber wundervoll schmackhafter Bücklinge.

Unter der Back hauten sie rein. Hannes aß nur die goldgelben Rücken. „Da is mehr Kraft in", beteuerte er ernsthaft. Über den vollen Backen und der fettglänzenden Nase saßen Thees' listige Augen und liefen wie Wiesel über den Räuchersegen. Max Zeppenfeld erhob sich stöhnend, zog den Hosenbund höher und gestand tiefsinnig, daß die Maschinistenmaate manchmal wohl von ihnen drei verkannt worden seien. Sie hätten doch auch ihre guten Seiten.



Bunte Chronik



Rekord des Geschwindmalers.

Einen Rekord im Schnellmalen vollbrachte der spanische Maler Beltran Masses. Der Prinz Georges Bibesco, ein begeisterter Flieger, der mehr über der afrikanischen Wüste als über den Städten seines Heimatlandes zu Hause ist, beauftragte Beltran Masses mit seinem Porträt und stellte den Maler vor die Entscheidung, das Bild in fünf Tagen oder zehn Jahren zu vollenden. Der Maler entschied sich für die fünf Tage, nach deren Ablauf der Prinz seine Flugabenteuer wieder aufzunehmen gedachte.

Als der Porträtist zur ersten Sitzung kam, schlief der Prinz schon nach wenigen Minuten vor Langeweile ein. Meister Masses wußte sich aber zu helfen und begann halblaut vor sich hinzusprechen: „Ach, was würde ich mich freuen, wenn ich solche Reisen mit dem Flugzeug machen könnte." Diese Worte wirkten. Der Prinz wachte auf und sprach während zweieinhalb Stunden mit Begeisterung von seinen Flugreisen, so daß er gar nicht merkte, wie eifrig der Maler inzwischen porträtierte.

Nach Ablauf der 2½ Stunden unterbrach Meister Masses seinen Auftraggeber und sagte: „Ich bin fertig!" — „Wieso schon jetzt? Auch die Augen?" — „Alles, auch die Augen. Während Sie so begeistert von Ihren Reisen erzählten, habe ich gleich auf Ihrem Porträt Ihren flammenden Blick festgehalten." Der Schnelligkeitsrekord des Malers übertraf diesmal sogar die Schnelligkeit des Rekordes des „Fliegenden Prinzen".



Lustige Ecke





„Ihre Tochter wohnt noch immer in Amerika, gnädige Frau?"

„Ja, nun ist sie fünf Jahre da gewesen, aber jeden Sommer kommt sie hierher zu Besuch!"

„Hat sie dann immer ihren Mann mit?"

„Ja, jedes Mal, und es sind nette, junge Männer gewesen, alle fünf!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.